



Ausstellungsansicht zum Projekt „Test.Test.Liegen“ (Wien, 2017) von Romana Hagyo und Silke Maier-Gamauf.

BILD: SN/MOZ

Wem gehört der öffentliche Raum?

Oder anders gefragt: Sind Räume des Arbeitens und Wohnens eigentlich (noch) klar trennbar?

Romana Hagyo hat ihre Dissertation „Über das Wohnen im Bilde sein“ als Künstlerin und Wissenschaftlerin erforscht.

THOMAS MANHART

In der deutschen Sprache sind bei genauem Hinhören und Lesen viele Nuancen versteckt, die über oberflächliche Beschreibungen hinausgehen. So fordert etwa „Nimm Platz“ nicht nur dazu auf, sich zu setzen, sondern auch, sich den angebotenen Platz oder Raum zu „nehmen“. Im Online-Wörterbuch des Duden finden sich unter „Platz“ neben den Wortbedeutungen „Stelle, Ort“ auch „zur Verfügung stehender Raum für etwas, jemanden“ und die „für eine Person vorgesehene Möglichkeit, an etwas teilzunehmen“. Mit solchen Überlegungen befindet man sich schon mitten im wissenschaftlichen Forschungsfeld von Romana Hagyo, die für ihre Dissertation unter anderem Fragen zur Schnittstelle zwischen privatem und öffentlichem Raum zur Diskussion stellt: Wo und für wen ist im öffentlichen Raum Platz? Für welche Tätigkeiten ist dieser vorgesehen? Ein wichtiger Aspekt zwischen Privatheit und Öffentlichkeit ist das Wohnen, dem sich Romana Hagyo ganz im Sinne ihres doppeldeutigen Projekttitels „Über das Wohnen im Bilde sein“ auf mehreren Ebenen annähert. Da geht es um Darstellungen des Wohnens in der Bildenden Kunst sowie um eigene künstlerische Arbeiten zum Thema (in denen sie als Fotografin sowohl die Abbildende als auch die Abgebildete, also „in dem Bild drin“ ist), aber eben auch um das „im Bilde sein“, das Informiert-Sein, das Wissen um die eingangs erwähnten Konzeptionen des Öffentlichen und des Privaten im Wohnen, um sozialen Status, um Stereotypisierungen und um gesellschaftliche Zuweisungen.

Die Forschung über den in unserer Gesellschaft „zugewiesenen Platz“ ist eng mit aktuellen Themenfeldern wie Feminismus, Obdachlosigkeit oder Flucht und Migration verknüpft. „Damit habe ich mich auch in meiner Dissertation beschäftigt. So gibt es beispielsweise im Rahmen des Prozesses der Flucht keinen privaten Raum des Zuhauses. Da wird der Aufenthaltsort ständig gewechselt, da wird in Lagern oder auf der Straße übernachtet. Deshalb habe ich mir Kunstwerke angesehen, die sich speziell mit dem Thema des Zuhauses auf der Flucht beschäftigen“, erklärt die Doktorandin. Eine

solche Arbeit – eine Installation mit Abwasserrohren, wie sie von Menschen auf der Flucht zum Teil als „Schutzraum“ zum Wohnen und Schlafen genutzt werden – zeigte der kurdische Künstler Hiwa K in Kassel auf der „documenta“ (2017).

Auch in einem Kunstprojekt von Maja Bajević vermischen sich für Romana Hagyo öffentliche und private Räume im Kontext des Wohnens: „Als die Nationalgalerie in Sarajevo umgebaut wurde, hat Bajević an den Abdeckungen der Fassade gemeinsam mit geflüchteten Frauen aus Srebrenica Stickereien angebracht. Die Stickereien stammten aus den Häusern, aus denen die Frauen vertrieben worden waren, und erinnerten an den Verlust dieser Häuser und der eigenen Heimat. Ich habe diese Arbeit so gelesen, dass sich Wohnen eben nicht immer im Privatbereich abspielt, sondern auch an einer Grenze zwischen öffentlichen und privaten Räumen, wie es in diesem Kunstprojekt deutlich wird, das obendrein genau an der Grenze zwischen Haus und öffentlichem Raum platziert ist, nämlich an der Fassade.“

Die Nutzung von Räumen orientiert sich an gesellschaftlichen Regeln. So gilt etwa der Spruch „My home is my castle“ – diese Art eines geschützten Zuhauses – immer nur für bestimmte Menschen. „Und zwar für Menschen, denen überhaupt das Recht auf einen privaten Raum zugestanden wird. Dieses Recht ist auch abhängig von Faktoren wie sozialem Status, Herkunft und Geschlecht, also wem welcher Platz in der Gesellschaft zugewiesen wird“, führt Romana Hagyo aus. Ein Beispiel dafür sei ein Aspekt aus der feministischen Diskussion der 70er-Jahre: „Da wurde argumentiert, dass die klassische Hausfrau und Familienmutter in vielen Wohnungen keinen privaten Raum für sich hat, also keinen Raum, den sie allein nutzen kann.“

Beginnend mit der Etablierung des Haushalts der bürgerlichen Kernfamilie wurden Öffentlichkeit und Privatheit als Gegensätze konzipiert, auch wenn die Grenze immer schon durchlässig war. In Eingangsbereichen der Häuser wurden Nachrichten ausgetauscht, Salons fungierten als (halb-)öffentliche Bereiche. Heute wird der Stadtraum – bedingt durch flexible Arbeits-

zeiten und Mobilität – vielfach für Pausen und Verpflegung genutzt. Umgekehrt wird bestimmten Personengruppen wie Obdachlosen und geflüchteten Menschen die Nutzungskompetenz abgesprochen, wenn privat konnotierte Tätigkeiten wie Übernachtungen verstärkt im sogenannten öffentlichen Raum ausgeführt werden. In Städten wie Salzburg und Wien wurden Bänke entfernt, damit sich niemand hinsetzen kann, oder potenzielle Schlafplätze unbrauchbar gemacht.



BILD: SNUITE BRANDHUBER-SCHMELZINGER

Im Rahmen des Prozesses der Flucht gibt es keinen privaten Raum des Zuhauses.

Romana Hagyo, Doktorandin

Auf der Straße und anderen öffentlichen Orten liegend war auch Romana Hagyo während des künstlerischen Teils ihres Forschungsprojektes bisweilen anzutreffen, allerdings ging es dabei nicht um eine sozialromantische oder sozial-kritische Fotodokumentation, sondern um fotografische Inszenierungen des Liegens. Gemeinsam mit ihrer Kollegin Silke Maier-Gamauf will sie mit dem Kunstprojekt „Test. Test. Liegen“ auf die Notwendigkeit des Liegens im öffentlichen Raum hinweisen – dass öffentli-

cher Raum sukzessive event- und konsumgesteuert wird und es für konsumfreie Aufenthalte kaum noch Möglichkeiten gibt. „Dabei sind wir gleichzeitig die Fotografinnen und die Dargestellten. Durch das Liegen an ausgewählten Orten im öffentlichen Raum wollen wir das Thema zur Diskussion stellen. Es bleibt aber ein inszenierter Akt, den wir in der Folge zu Collagen oder Bildreihen verarbeiten“, sagt Hagyo über ihre Kunstaktionen.

In der Dissertation von Romana Hagyo sind Wissenschaft und Kunst offensichtlich nicht nur Eckpfeiler, sondern die Basis eines ständigen Kreislaufs der künstlerisch-wissenschaftlichen Forschung. „Es ist nicht so, dass ich eine Fotografie mache und diese dann im Text beschreibe, sondern ich mache eine Fotografie, die Fotografie bringt mir Erkenntnisse, die Erkenntnisse fließen in den Text ein – und auf der anderen Seite fließen die Erkenntnisse aus dem Schreiben wieder in die künstlerische Arbeit ein“, erklärt sie ihre Forschung im Salzburger Doktoratskolleg im Rahmen des Schwerpunktes „Wissenschaft und Kunst“ (eine Kooperation der Paris Lodron Universität und der Universität Mozarteum). Auf die Gleichberechtigung der beiden Ansätze legt die Doktorandin großen Wert: „Für mich ist es wichtig, Wissenschaft und Kunst auf eine Weise miteinander zu verbinden, dass sie sich ergänzen und befruchten, ohne sich gegenseitig etwas zu nehmen und ohne dass sie sich wechselseitig nur illustrieren würden.“

Und was sind die Erkenntnisse der kürzlich abgegebenen Doktorarbeit von Romana Hagyo? Eine These besagt, dass Räume des Arbeitens und Wohnens eigentlich nicht (mehr) trennbar sind. Man denke nur an jene Menschen, die von zu Hause aus arbeiten und dabei Skype-Gespräche führen, bei denen man das Wohnzimmer im Hintergrund sieht. Ein ebenfalls von ihr erforschter, aber in diesem Bericht etwas zu kurz gekommener Aspekt betrifft die Selbstdarstellung, getreu dem Motto „Sag mir, wie Du wohnst, und ich sag Dir, wer Du bist.“ Romana Hagyo schreibt dazu: „Das Gestalten des Wohnraumes ist immer auch Arbeit an dem eigenen gesellschaftlichen Status und der eigenen Identitätskonstruktion.“